

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 178.

Samstag, 2. Juli

1932.

Schicksalschatten über Gandria

Roman von Felig Neumann

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

So schweiften ihre kindlichen Gedanken umher, bis sie zum eigentlichen Anfangspunkt zurückkehrten.

„Nun — Sie sagen nichts?“

Sabina nickte eifrig.

„Doch — doch! Ich muß nur etwas überlegen!“

Dann kam es hell und klar heraus: „Haben Sie ihn lieb?“

„Je blidte die Kleine neben sich an.“

„Gott — das ist schwer zu sagen! Eigentlich nicht sonderlich! Aber danach allein kann man doch nicht gehen. Wann erscheint der Mann, den man wirklich ins Herz geschlossen hat? Entweder kommt er meistens zu spät oder — nie!“

Sabina neigte das Köpfchen.

„Wollen Sie nicht vorher noch Rat einholen, ehe Sie sich entscheiden?“

Da lachte sie: „Deswegen frage ich Sie ja — —“

„Ich bin noch zu jung! Ich habe noch keine Erfahrung. Nein — es muß jemand sein, der Bescheid weiß, der die Welt kennt und — und — der es wirklich ehrlich mit Ihnen meint!“

Die Dubrowa seufzte.

„Wo finde ich einen solchen Menschen — —“

Sabinas Blick war in das Licht der Krone gerichtet.

„Ich — weiß ihn!“

„Sie lächelte molant.“

„Wen meinen Sie? Herrn Gorrißen etwa oder —“

„Fragen Sie Wilm Böshardt um Rat! Der will Ihr Bestes — —“

Kurz nach acht Uhr fand sich im Speisesaal des Hotel Bristol eine glänzende Gesellschaft zusammen.

Alfred Kumbrock hatte die Prominenten geladen, die an dem großen Film mitwirkten.

Dazu Geschäftsfreunde, Bekannte.

Wohl fünfzig Personen vereinigten sich zu einem fürstlichen Souper. In der Mitte der Tafel saß der Gastgeber, zu seinen beiden Seiten die Dubrowa und die Lyon, während der Operateur Böshardt seinen Platz mehr nach dem unteren Ende der Tafel zu hatte.

Häufig flog sein Blick, ernst und umschleiert, zu sie hinüber, die an diesem Abend schön und hoheitsvoll wie ein Götterbild neben dem Generaldirektor thronte.

Er mußte sich gestehen, daß die Diva noch nie so blendend ausgesehen habe, aber auch noch nie so rätselhaft und unergründlich in ihrer Stimmung war.

Die Lyon überhaupt in Vergleich zu ziehen, wäre ein Frevel gewesen, ein grober Verstoß gegen den Geschmack.

Gewiß — die Marga entsprach den Forderungen der großen Masse, und darum schien es nicht ausgeschlossen, daß sie vielleicht bald ebenfalls eine Berühmtheit wurde.

Aber sie würde im Vergleich zur Dubrowa immer nur die kitschige Kopie eines edlen Meisterwerkes darstellen.

Und ihm fiel das Bild ein, das in seiner Wohnung in Berlin hing. Schwarz umflort!

Gott hatte diese Frau in seiner Sonntagsstimmung geschaffen!

Darum konnten sich nur die an ihrer Schönheit erfreuen, die stark und selbstbewußt durchs Dasein schritten. Kumbrock, Gorrißen und andere!

Für Wilm Böshardt blieb nichts übrig, als aus der Ferne sein Götterbild stumm anzubeten.

Er hob sein Glas, um still einen Tropfen auf seinem Hausaltar zu opfern. Da geschah es, daß sich zufällig sein Blick mit dem der Diva kreuzte.

Und siehe da, das Wunderbare wurde Tatsache: Die Dubrowa hob den Kelch, gefüllt mit Sekt, neigte das schöne Haupt und lächelte dem kleinen Operateur zu, der sich dankend tief über den Teller neigte.

Grunow hatte diese Szene bemerkt.

Er flüsterte seinem Nachbarn zu:

„Die Dubrowa ist ein schlaues Weib! Sie weiß genau, daß Böshardt die besten Bilder von ihr macht. Der Kerl hat sie ordentlich studiert und kennt alle Vorzüge und Schwächen der Fe. Ohne ihn hätte sie nicht diesen Aufstieg so schnell genommen. Nun wirft sie dem armen Teufel hin und wieder einen Brocken vom Tisch ihrer Gnade zu!“

Und der andere stimmte ihm spöttisch lächelnd bei.

9. Kapitel.

Mit einem Frühlingstag von märchenhafter Schönheit bemühte sich die Natur, ihr stürmisches Wüten durch mehrere Tage an den Menschen wieder gutzumachen.

In das Weiß und Rot der blüthengequellten Bäume, in die Farbenpracht der Magnolien, Tulpen und Kamelien, mischten sich die ersten gelb-weißen Sterne der Narzissen, die sich auf den Hängen von Sonvico entfalteten und selig träumerisch über diesen Garten Eden blickten.

Niemand von denen, die früh zur großen Filmaufnahme am Kai erschienen, ahnte, daß dieser 19. April in der Chronik der „Arion“ als Unglückstag mit schwarzem Rand vermerkt werden würde.

Ein besonderer Dampfer brachte alle Darsteller nebst den zahlreichen Gästen über den See nach Gandria.

Am Nachmittag vorher schon waren die Hilfsregisseure unterwegs gewesen, um die Komparserie zusammenzutrommeln und zur Pünktlichkeit zu ermahnen. Auch waren noch mancherlei Vorbereitungen zu treffen.

Nach der Ankunft drehte Böshardt zunächst eine wundervolle Hochzeitsprozession, die sich malerisch durch die engen Gassen zur Kirche wand. Als Brautmutter sah man Hedda Marli im vollen Schmuck der Nationaltracht.

Kumbrock, dem sich Gorrißen angeschlossen hatte, stand inmitten der von ihm Geladenen und nickte zufrieden mit dem Kopfe.

Ein paar tüchtige Leute waren doch dieser Grunow und Böshardt!

Der eine verstand es, wirkungsvolle Szenen zu arran-

gieren, der andere holte mit seinem ausgesprochenen Schönheitsfuss stets an der Kamera das Beste heraus.

War das Gerücht nun wirklich wahr, daß der Operateur plötzlich ein reicher Mann wurde?

Dann war damit zu rechnen, daß diese wertvolle Kraft ihm bald auf und davon ging!

Und seine durch das schöne Bild für kurze Zeit abgelenkten Gedanken kehrten in unerfreulichem Kreislauf wieder zu Fe zurück. Voll Sehnsucht und Verlangen war er hierher gereist.

Und nun verschloß ihm das Mädel die Tür und ließ ihn draußen stehen und warten, wie einst Papst Gregor den König Heinrich vor dem Tor von Canossa!

Heute mußte sich alles klären, und das war gut so, denn er hielt diese Ungewissheit nicht länger aus.

Je ferner ihm die Dubrowa mit ihrem Eigensinn rückte, um so begehrenswerter erschien sie dem verwöhnten Geldmann.

Nun begab man sich zur Treppe von Gandria, die Böshardt mit seinem Blick als stimmungsvolle Szenerie für die letzten bewegten Auftritte ausgesucht hatte.

Zunächst galt es, das Volk zu gruppieren, so daß für die Einzeldarsteller noch Zeit blieb.

Der Operateur trat an Fe heran.

Sein Gesicht war eben und ruhig. Keine Miene verriet die innere Bewegung, die ihn stets vor großen Aufgaben erfüllte.

„Ich verspreche mir viel vom heutigen Tage! Sie sehen glänzend aus, Göttin!“

Die Dubrowa lächelte gezwungen.

„Ich — weiß nicht — mir ist nicht besonders zumute!“

Und zögernd setzte sie hinzu: „Darf ich Sie bitten, Böshardtchen, mir am Nachmittag, wenn wir mit dieser letzten Qual fertig sind, einige Augenblicke zu schenken? Ich habe etwas auf dem Herzen!“

Wilm musterte unauffällig Fes Antlitz.

Dann nickte er: „Für Sie bin ich immer da! Das wissen Sie doch —“

Aus der Gruppe der Komparserie löste sich unauffällig Nedda und trat hastig an Sabina heran, die abseits damit beschäftigt war, aus dem Handkoffer der Künstlerin, der im Auto lag, etwas herauszusuchen.

Als sie sich umwandte, sah sie in die dunklen Augen der Italienerin und erschraf.

Schon wieder diese Frau, die sogar durch den Traum ihrer Nächte schritt!

Die aber lachte und zeigte die noch tadellosen Zähne.

„Sie haben Angst vor mir, Signorina? Warum denn? Darf ich Sie fragen, wo Sie geboren wurden?“

Bewirrt stieß das junge Mädchen hervor: „In — in Neapel. Warum interessiert Sie das?“

Ganz dicht trat die Alte heran. Ihr Blick senkte sich tief in die Augen Sabinas.

Leise und mit merkwürdigem Klang sprach Nedda: „Nun glaube ich, Bescheid zu wissen. Sie heißen Sabina Eleonora Marli, geboren in Neapel am 25. Juni im Jahre — — —“

Sabina taumelte gegen den Kühler des Wagens.

„Mein Gott! Woher wissen — —?“

Der Hilfsregisseur kam gerannt und suchte erregt mit den Händen.

„Zum Donnerwetter, das geht doch nicht, daß alles auseinanderläuft!“

Nedda strich sich mit der Hand über ihr Nieder.

„Wir sehen uns wieder! Ich weiß es!“

Dann ging sie, um sich ihrer Rolle gemäß in die vorderste Reihe des „Volkes“ zu stellen.

Ganz verwirrt von dem eben Erlebten, reichte Sabina die gewünschten Sachen der Dubrowa.

Die sagte erstaunt: „Kind, Sie sehen aus, als ob Sie krank wären! Was ist Ihnen denn?“

Das junge Mädchen hob abwehrend die Hände.

„Nein, nein! Die alte Italienerin hat mich so erschreckt!“

Rumbrud kam mit großen, wuchtigen Schritten heran.

Bescheiden trat Sabina beiseite.

Er neigte sich zu Fe.

„Also heute abend, wenn wir hoffentlich die Beendi-

gung dieses großen Dramas hinter uns haben, wollen wir feiern! Dein Jawort soll für mich den Höhepunkt bilden! Wir können dann gleich die Verlobung bekanntgeben und den Hochzeitstermin festsetzen!“

Fe blickte zur Erde und zupfte an einer Kamelie, die ihr Gorrißen heimlich zugesteckt hatte.

Dann warf sie die Blume verächtlich fort.

„Ja — bis dahin hoffe ich, mit mir im Reinen zu sein! Nur jetzt wollen wir nicht davon sprechen, ich bin zu erregt!“

Die Hochzeitsmusik, bestehend aus Italienern mit Mandolinen und Gitarren, setzte ein.

Böshardt stand an seinem Plaz und überfah prüfend das Ganze.

Grunow rief: „Können wir beginnen?“

Der Operateur winkte. „Ja!“

Man rief nach der Lyon.

Sie war wieder im letzten Augenblick nicht zur Stelle.

Grunow fluchte: „Die steht natürlich mit dem Kerl, dem Gorrißen, zusammen — —!“

Marga verabschiedete sich eilig von dem Filmhalbgott und flüsterte: „Also — das hast du mir fest versprochen! Wenn diese arrogante Ziege, die Dubrowa, dich sitzen läßt, werde ich der Stern deiner Gesellschaft — —“

Gorrißen verzog das Gesicht und wollte etwas erwidern, aber da war Marga schon außer Hörweite.

Und nun begannen die Vorbereitungen zu den letzten Szenen.

Aber der Treppe von Gandria wölbte sich ein Baldachin weißer Blüten.

Sie führte von der Tiefe in steiler Windung zur Höhe. Steine und Geröll säumten sie malerisch ein.

Grunow hatte die Einzeldarsteller und den mitwirkenden Volkshaufen sehr stilvoll gruppiert.

Die Handlung schrieb vor, daß die beiden smarten Amerikanerinnen sich auf der halben Höhe der Treppe begegneten und in einen heftigen Wortwechsel gerieten sollten, dem die erregte Menge, die gerade aus der Kirche kam, beiwohnte.

In übersäumender Eifersucht hatte sich dann Marga auf Fe zu stürzen, um sie die Treppe hinabzudrängen. Im letzten Augenblick sollte sich der umworbene Liebhhaber dazwischenwerfen, die Streitenden trennen und die Dubrowa als Siegerin in die Arme schließen.

Zweimal wurden die Szenen andeutungsweise durchgeprobt, dann rief Grunow: „Fertig! Aufnahme!“

In höchster Spannung sahen die Unbeteiligten der Entwicklung der Handlung zu.

Rumbrud hatte seine riesige Hornbrille aus der Tasche gezogen und aufgesetzt, Gorrißen prüfte als Fachmann kritisch die ganze Anlage, und er mußte gestehen, daß die Aufmachung glänzend war. Der Hochzeitsszug nahte und hielt oben auf der Treppe.

Marga sah ihre Feindin die Stufen hinaufsteigen und stürzte ihr entgegen.

Mit kurzen Zwischenrufen feuerte der Regisseur die Künstlerinnen und die Komparserie zu höchster Leistung an.

Böshardt drehte.

Nun nahte der Gipfelpunkt der dramatischen Spannung.

Die Lyon packte ihre Gegnerin, Fe setzte sich zur Wehr. Ein wildes, heftiges Ringen entstand.

Der Liebhaber drängte sich mit rudernden Armbewegungen durch die Volksmasse, die ihm den Weg zur Geliebten versperrte.

Mit gutgespieltem Zorn blickte er auf den Kampf.

Alles klappte wie am Schnürchen — nun setzte er an, um die Stufen hinabzueilen.

Da — gerade in diesem Augenblick atemloser Spannung ereignete sich das Unfassbare, Schreckliche.

Wilm, den Blick nach oben gerichtet, sah, wie die Lyon mit verzerrtem Gesicht zupackte.

Fe drehte ihm den Rücken zu, so daß er ihren Ausdruck nicht zu erkennen vermochte.

Grunow schrie dem Liebhaber zu: „Gut so! Gut so! Jetzt eingreifen!“

Inzwischen aber — im Bruchteil weniger Sekunden — vollzog sich die Katastrophe. (Fortsetzung folgt.)

Wenn der Wein blüht, grünen die Kränze.

Eudwig Ries.

Wenn der neue Wein blüht, leuchten die Kränze der Straußwirtschaften am Rhein in frischem Grün. Sie winken und fordern auf, sie rufen zum Wein, zum vorjährigen vom Faß. Sang, lustiges Hin und Her aber im Innern der Winzerhäuser loden noch mehr. Wenn hellsprudelndes Frauenlachen der Männer Stimmen umjubilert und zum Fenster heraus in den späten Tag springt, tappt man — magisch angezogen — über den alten Steinplattengang und hinein zu den fröhlichen Fegern.

Die Winzerhäuser, in denen sich die Hedewirtschaften aufstun, sind klein. Die vom Alter krummgebogenen Fachwerkwände mit dunklem Schieferdach und weißgrauem Kalkanstrich sind zum Teil in die Stadtmauer hineingebaut. Geranien, Fuchsen und fleißige Vlieschen guden rot und leuchtend aus den offenen, nicht großen Fenstern auf das holprige Pflaster. Hinter ihnen liegt die neugetünchte, schmutzlose Stube. Dieses ausgeräumte Schankzimmer dient sonst „den Alten“ als Wohn- und Schlafraum. Die verblassenen Photographien der Großeltern und Verwandten hat man auf ihren angestammten Plätzen gelassen. Auch die gestickten Hausseggen und Sprüche grüßen noch anheimelnd in die veränderte Einfachheit. Die Tische des Hauses hat man allesamt zusammengetragen und geschoben. An ihnen sitzen, von der ungewohnten Umgebung günstig beeindruckt, wenige Einheimische und mehr Fremde bunt durcheinander auf Bänken und Stühlen, singen, reden und lachen mit glänzenden Augen und geröteten Wangen: Männer, Frauen und Jungvolk.

Viele trinken den Wein, wie sie das Biertrinken gewohnt sind. Schmunzelnd füllt der „Zeitwirt“ nach. Sicher gleicht er's aus dem blauverzierten „Bombestrug“ in die leeren Gläser aller Sorten, in denen der Wein strahlt und perlt. Die Hausfrau geht in gebümler Kattunschürze freudig zur Hand, reicht an und hin.

„Uns Winzern geht's schlecht!“ antwortete der lebhafteste Mann einem lustigen Frager. „Do verzappe wir'n selbst! Und ihr kriegt's aus erster Hand, billig und gut. Nächst Woche ist's Schluss. Ich hab nur für vier Wochen Erlaubnis und noch viele volle Fässer!“

„Trinkt!“ hallt's aus den Ecken, „der Wirt braucht leere Fässer!“ Man tut sich Bescheid. Gar mancher vergißt Zug und Sorgen. „Einmal am Rhein!“ klingt's aus der rauch-erfüllten Stube hinaus auf das enge Gäßchen der Altstadt.

Ich suche gern die Besinnlichen auf, die „Genießer“ mit den frischen Gesichtern, die Fischer, Schiffer und Winzer der Heimat.

„Da Jakob dribbe versteht's!“ spricht ein Alter. „Da nicht Kimmibimm! Do komme die Fremde!“

„Ne“, meint mein Nachbar, „das nicht die Lust, daß die Deut jetzt so unruhig sind, daß sie schreien und lachen und die laute Hedewirtschaft so gestoppte voll sind!“

„Die Lust?“ der andere. Er öffnet das Fenster. „Es ist schwül!“

Der Juliabend senkt seine Schwingen. Von draußen kommt ein feiner Duft in das Zimmer. Die Männer sitzen wortlos, wie von einem Zauber gefangen. Ihre Nasen untersuchen, was zum Fenster hereinströmt. Bedächtig schlürfen sie von ihrem Wein, immer noch schweisig und wartend. Der balsamische Duft weht wieder von den nahen Rebstöcken herbei.

„Ja, ja, da Wein blüht!“ unterbricht einer die Stille und nickt mit dem grauen Kopf. „Do wühlt's in dem Alte in de Fässer und auch in de Mensch. Se werde stirmisch und wisse nit warum!“

Wir fühlens: er hat's gesagt, was auch wir empfanden.

Der Wein blüht! — Nicht farbenprächtig und weithin sichtbar, unter den großen Nebenblättern hängen die grünen Gescheine verborgen. Jetzt kann man sie im Dunkeln finden, so gut fast, als am helllichten Tage. Die Nase zeigt einem den Weg zu den sammetfarbenen, mattgelbgrünen Blüten dicht-belaubter Stöcke, die der Sauerwurm besser noch findet als wir. Wehe dem, der nicht „gespürt“ hat! Er muß es büßen, wenn er die Schädlingsbekämpfung versäumt.

Der Wohlgeruch draußen hat mich ins Freie gerufen. „Ich komme, ich komme!“ Langsam kriech ich zwischen den gebundenen Weinreben in den Hang. Ich sitze allein in der würzigen Fülle. Da liegt die kleine Rheinweinstadt im Gefunfel der Sterne. Der große Fluß wuchet gurgelnd seinen Weg. Die Lichter von der „abischen“ Seite zittern in den düsteren Fluten und vermatten.

In die laue, stille Julinacht aber schallt noch lang Trinklud auf Lied aus den Hedewirtschaften der Altstadt, weil der neue Wein blüht. —

Heringe.

Von Hasse Zetterström.

„Ich bin um die Welt gefahren“, sagt Vogel, „und bin Menschen aller Gattungen begegnet. Ich weiß, was sie wert sind, aber — eingebildete Leute als die Norweger gibt es nicht.“

„Erhob sich, sah nach der Uhr und sagte:“

„Jetzt kommt die Geschichte mit den Heringen. Die habe ich schon mal gehört. Sie ist Schwindel von A. bis Z.“

„Ich kenne sie auch“, sagte D., „aber ich glaube sie, — bis auf das mit den Kartoffeln.“

„Die Kartoffel glaube ich auch“, sagte T., „besonders sogar die Kartoffel. Die sehen Vogel so ähnlich.“

„Wenn die Herrschaften nichts dagegen haben, dann darf ich die Geschichte vielleicht hören“, sagte ich. „Für mich spielt es keine Rolle, ob sie wahr ist oder nicht. Darin besteht ja der Wert einer Geschichte nicht.“

„Na“, sagte Vogel, „es kommt eben auf mich an. Also — es war bei einer Segelregatta vor Oslo. Ich war natürlich da und half die Norweger schlagen. Dann gaben wir ihnen ein Diner an Bord der „Meerlase“, — eine auserlesene Gesellschaft von Herren und Damen. Nach dem Essen tranken wir Kaffee und Schwebenpunsch und vieles andere, und dann stürzten wir mit den Damen, hübschen Mädels, und dann plötzlich fing jemand an, von den norwegischen Heringen zu sprechen. Es war natürlich einer der Norweger. Als wir sämtliche ausgezeichneten Eigenschaften der norwegischen Heringe durchgelaufen hatten, sagte eine der Damen:

„Ich habe gehört, daß die Heringe bis in den Hafen von Oslo kommen. Ist das wahr?“

„Vollkommen wahr“, sagten alle Norweger wie aus einem Munde. „Die Heringe kommen bis in den Hafen von Oslo.“

Wenn jemand gesagt hätte, daß die verdammten Heringe bis auf den Kai kämen, sich geradeswegs in die Tonne legten und sich selber einpökelten, so hätten sie darauf geschworen, daß auch das wahr sei.

„Na, ich sah da und dachte eine Weile nach, und dann sagte ich:“

„Selbstverständlich kommt der norwegische Hering bis in den Hafen von Oslo, aber, was noch merkwürdiger ist, etwas, was die Herren vielleicht nicht wissen, ist, daß hier in den Hafen Salzheringe kommen. Sie schwimmen sehr tief, fast auf dem Grunde. Die Heringe sind gefalzen und fertig zum Essen. Mit einem Schnaps dazu, wenn man ihn hat.“

Die Norweger saßen stumm da, und dann sagten sie:

„Woher wissen Sie das mit den Salzheringen, Vogel?“

„Weil ich es weiß“, sagte ich. „Weil ich oft genug solche Heringe vom Grunde heraufgeholt habe. Ich bin ja ein ziemlich gewandter Taucher, also ist es für mich nicht so schwer. Ich habe mir gestern einen Hering zum Frühstück heraufgeholt.“

Es wurde still, und dann sagte eine der norwegischen Damen: „Sagen Sie mal, Vogel, wollen Sie mir nicht einen Hering vom Meeresgrund heraufholen? Ich würde so gern einen zur Erinnerung an Sie haben.“

„Nach dem Mittagessen gehe ich nicht ins Wasser“, sagte ich, „aber Ihre Wege werde ich es tun. Ich werde bis zum Meeresgrund tauchen und Ihnen einen Salzhering holen.“

Dann verließ ich das Deck und ging in den Salon hinunter und zog meinen Schwimmanzug an. Schon während ich mich auszog, war mir der Plan klar, und ich war vollkommen sicher, daß er gelingen würde.

Als ich fertig war, ging ich aufs Deck, begrüßte die Gesellschaft und sprang über Bord. Ich tauchte gleich unter Wasser, aber nicht tief; ich ging nur unter das Boot und kam auf der anderen Seite wieder nach oben, auf der Steuerbordseite. Da konnte mich niemand sehen als der Kattose; die anderen saßen ja da und starrten auf der Backbordseite ins Wasser.

„Geben Sie mir einen Salzhering aus der Küche“, flüsterete ich dem Matrosen zu, und es dauerte noch keine Minute, bis er mir einen brachte. Er begriff den Scherz sofort, der Junge.

Ich steckte den Hering unter den Schwimmanzug, und dann tauchte ich wieder unter das Boot. Ich kam auf der anderen Seite gerade da in die Höhe, wo die Gesellschaft saß, und hielt den Hering in der Hand. Es wurde mir an Bord geholfen, und dann stürzten sie sich auf den Hering. Er wurde zerschnitten, sie bissen hinein und kosteten. Er war gefalzen! (Und norwegisch war er auch, denn das hatte auf dem Faß gestanden.) Daß er mausetot war, daran dachte niemand.

Natürlich waren alle erstaunt. Das sah ich ihnen an. Aber nur einen Augenblick. Dann war es die natürlichste Sache der Welt, daß Salzheringe in den Hafen von Oslo kamen.

„Sagen Sie mal, Vogel“, sagte einer der Herren, nachdem sie eine Weile überlegt hatten, „wie viele von der Sorte glauben Sie pro Tag heraufholen zu können? Man würde ein Geschäft damit machen können.“

„Ich kann doch nicht den ganzen Tag ununterbrochen arbeiten“, sagte ich. „Und dann kann ich ja nicht so lange von meinem Geschäft zu Hause fort. Aber ich würde immerhin ein halbes Faß pro Tag

herausholen können, wenn ich mit beiden Händen arbeite und das Wasser nicht zu kalt ist."

"Ein halbes Faß pro Tag ist nicht zu viel," sagte der Norweger, und dann saß er still und dachte nach.

Da bekam ich plötzlich eine Idee, die vielleicht ein bißchen kühn war, und sagte:

"Da ist noch eine Sache, die ich vorhin nicht erzählen wollte. Vielleicht glauben Sie mir nicht. Aber da unten auf dem Meeresboden wachsen Kartoffel, richtige, frische Kartoffel. Ich habe sie gesehen, als ich da unten war. Ich konnte sie aber nicht mitnehmen, weil ich mit dem Hering zu tun hatte."

"Kartoffel?" sagte die Gesellschaft. "Wie ist denn das möglich? Sie übertreiben!"

"Nein, richtige, wachsende Kartoffel. Man denke — Kartoffel und Hering auf dem Meeresboden! So eine Nation braucht nicht zu verhungern. Wenn sie nur schwimmen und tauchen kann."

Die junge Dame, die um den Hering gebeten hatte, sah mich mit ihren schönen Augen an und sagte:

"Herr Vogel, wollen Sie mir nicht eine Kartoffel herausholen? Ich würde mich freuen, mal Meereskartoffel zu sehen."

"Ich werde es tun," sagte ich. "Zurecht."

Und dann wiederholte ich dasselbe Manöver wie mit dem Hering. Ich tauchte ins Wasser, kam auf der Steuerbordseite heraus und ließ mir zwei große Kartoffel von dem Matrosen geben, der ein verschlagener Bursche war, aber ein Filou. Ich nahm die Kartoffel in die Hand und tauchte zurück. Ich ließ eine Weile verstreichen, ehe ich auf der Backbordseite herauskam, und als man mir glücklich hinaufgeholfen hatte, legte ich dem hübschen Mädchen die beiden Kartoffel in den Schoß.

Alles klappte. Aber es dauerte nicht lange. Es ging in etwas anderes über. Ich begriff nicht gleich, warum alle so ernst, fleißig, verlegt, ja beleidigt aussahen. Aber da sah ich mir die Kartoffel an, die das junge Mädchen in der Hand hielt. Die eine davon war geschält! Verfluchter Matrose!

Ich drückte mich nach unten, um mich umzuziehen und wegzukommen. Und als ich wieder hinaufkam, war die Gesellschaft ans Land gerudert.

Man soll nie zu weit mit einem guten Biß gehen.

Der Matrose schwor, daß er unschuldig wäre, aber ich sagte ihm, daß ich an seiner Stelle genau dasselbe getan hätte. Es gibt Dinge, die man einfach nicht lassen kann.

"Na," sagte ich, als Vogel fertig war. "Und die junge Dame? Hat sie den Hering zur Erinnerung bekommen?"

"Nein, das hat sie nicht," sagte Vogel, "aber am nächsten Tage ging ich an Land und kaufte einen großen Strauß Rosen, den ich ihr schickte. Man ist doch Gentleman!"

Aus dem Schwedischen

von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.

Welt u. Wissen

Elektrizität im Kampfe gegen den Nebel. Professor Dr. A. Wiegand vom Meteorologischen Institut der Hamburger Universität ist mit Unterstützung des Reichsverkehrsministeriums und der Rotgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft zu einem vorläufigen wichtigen Resultat bei seinen Untersuchungen über die Bekämpfung des Nebels gelangt. Wiegand geht davon aus, die Eigenschaften des Nebels genau zu analysieren. Es ist notwendig, Größe und Zahl der vom Nebel aufgezogenen feinen Wassertropfchen, ihre elektrische Ladung und die Struktur der in Nebel herrschenden Luftströmungen genau zu kennen. Die Untersuchungen ergaben, daß die Atmosphäre bei Nebel elektrisch stark geladen ist. Bei anhaltendem Nebel ist jedes Tröpfchen elektrisch außerordentlich gespannt, so daß ein Ausregnen unmöglich wird. Rassen der Nebel zeigt dagegen keine hohe Raumladung. Mit technisch-physikalischen Hilfsmitteln hofft Wiegand, die auf den Tröpfchen befindliche Ladung neutralisieren und dadurch den Nebel zum Ausregnen bringen zu können. Mit Hilfe eines großen Zerstäubers wurde elektrisch hochgeladener Wasserstaub erzeugt und in den Nebel hineingeblasen. Es zeigte sich eine erhebliche Abnahme der Lufttrübung. Durch eine Lösung dieses Problems wäre der Schiffsahrt und dem Luftverkehr in hohem Maße gedient.

Sonne und Auge. Vom Landesausschuß für hygienische Volksbelehrung, E. B., wird dem Amtlichen Preussischen Pressedienst geschrieben: Wir Menschen werden oft als Kinder der Sonne bezeichnet und erheben freudig den Blick zu ihr empor. Allein das geschieht nicht immer ganz strahlend; denn wer empfindliche Augen hat und diese ungeschützt der Sonne darbietet, der muß dies Unterfangen oft mit schmerzhafter Augenentzündung büßen. Schuld daran sind die ultra-violetten Strahlen, die in ihrer Heilwirkung heutzutage ja von der Höhen Sonne her bekannt sind. Genau wie

hier das Auge besonders geschützt werden muß, so ist dies auch gegenüber der Natursonne und deren ultra-violetten Strahlen erforderlich. Eine Sonnenbrille aus grauem, grünem oder geschwärzten Glase gewährt dabei einen ausreichenden Schutz. Falsch dagegen ist es, Brillen mit blauen Gläsern zu verwenden, da durch diese das ultra-violette Licht hindurchgeht. Besonders gefährdet von der Sonne sind die Augen des Säuglings im Kinderwagen. Während nämlich der Erwachsene durch seinen aufrechten Gang vom direkten Einfall des Sonnenlichtes ins Auge kaum je belästigt wird, hat der Säugling infolge seiner horizontalen Lage im Kinderwagen oft schwer unter der Sonneneinwirkung zu leiden. Wohl sucht sich so ein armes Kind durch Schließen der Augen oder durch Blinzeln dagegen zu helfen, aber das gelingt meist nur unvollständig. Der Sonnenstrahl trifft vielmehr doch das ungeschützte Auge und wirkt dabei auf die kindliche Netzhaut durch die im Innern des menschlichen Auges vorgelagerte Linse wie ein Brennglas sengend und verbrennend. So kann es also zu ernstlichen Augenverletzungen kommen, und von ärztlicher Seite wird auch die Ansicht vertreten, daß die Herabsetzung der Sehschärfe des Auges, wie man sie bei manchen Schielenden findet, durch diese schädliche Sonneneinwirkung hervorgerufen wird. Darum schütze man den hilflosen Säugling vor der direkten Sonneneinwirkung im Kinderwagen, indem man dafür sorgt, daß das Kind im Wagen nie direkt in die Sonne gestellt oder zum mindesten durch geeignete Maßnahmen der direkten Sonneneinwirkung aufs Auge entzogen wird.

Venus — die „Zwillingschwester der Erde“. Von den Gelehrten des Carnegie-Instituts ist auf der Mount-Wilson Sternwarte in Kalifornien die Entdeckung gemacht worden, daß sich in der Atmosphäre des Planeten Venus Kohlenäure, und zwar „wahrscheinlich in großen Mengen“ befindet. Da Kohlenäure zur Entwicklung des Lebens, besonders des Pflanzenlebens, sehr wichtig ist, wie wir von den Verhältnissen auf unserer Erde wissen, so ist damit die Möglichkeit organischen Lebens auf diesem Planeten gegeben. Etwas Sicheres läßt sich freilich nicht sagen, wie in einer eingehenden Mitteilung hervorgehoben wird, aber die so viel erörterte Frage ist durch die Entdeckung in ein neues Stadium gerückt. Die Annahme, daß auf der Venus irgend eine Form des Lebens vorhanden sei, wurde schon früher durch die enge Verwandtschaft zwischen der Erde und der Venus bestätigt. Man hat aus diesem Grunde die Venus die „Zwillingschwester der Erde“ genannt, obwohl sie etwas kleiner ist. Dieser Planet hat etwa vier Fünftel der Masse oder des Gewichts unseres Planeten, ist zwei Drittel so weit von der Sonne entfernt und hat eine Schwerkraft, die etwa vier Fünftel von der Erde beträgt. Man nimmt an, daß die Venus eine feste Oberfläche besitzt, die in vieler Hinsicht der unseres Planeten ähneln muß. Die Entdeckung erhält auch dadurch große Bedeutung, daß es hier zum erstenmal gelungen ist, ein Gas in den Spektren eines Planeten der Sonne festzustellen. Die Astronomen von Mount Wilson konnten dadurch das Vorhandensein der Kohlenäure nachweisen, daß das Licht von der Venus, das ja reflektiertes Sonnenlicht ist, mit Hilfe des hundertfölligen Fernrohrs der Sternwarte auf einen feinen Spalt in einem Spektroskop gelenkt und dadurch in seine verschiedenen Farben geschieden wurde. Als das Licht durch die Atmosphäre der Venus ging, wurde etwas davon von der Kohlenäure verschluckt. Das zeigte sich durch eine schwarze Linie im Spektrum. Die Lage dieser Linie im Spektrum gibt bekanntlich an, was für ein Gas absorbiert wurde.

Ein arabischer Koran in lateinischen Buchstaben. Zum erstenmal ist jetzt der Versuch durchgeführt worden, Arabisch mit lateinischen Buchstaben zu drucken, und zwar ist dies bei dem heiligen Buch der Araber, dem Koran, geschehen, der bisher nur im arabischen Urtext auch mit arabischen Buchstaben dargeboten wurde. Es ist ein türkischer Drucker Ibrahim Hilmi, der schon vor 25 Jahren eine türkische Übersetzung des Koran veröffentlichte, der jetzt dieses neue Druckwerk herausgebracht hat. Diese neue Koran-Ausgabe ist weniger für die Türken bestimmt als für die Mohammedaner der mittelasiatischen Welt, in der die Kenntnis der arabischen Sprache und Schrift das Vorrecht nur sehr weniger ist. Man nimmt an, daß in diesen Gebieten die Muselmänner die lateinischen Buchstaben sehr viel leichter lernen werden als die überaus schwierigen arabischen Schriftzeichen. Der neue Text ist ein Werk von Zmirli Ismail Hattî-Bei, der für den größten Kenner des Korans in der Türkei gilt. Das dabei benutzte Alphabet weist einige Abweichungen von dem lateinischen auf, indem nämlich einige Buchstaben fortgelassen sind, die im Arabischen überflüssig sind, dagegen gewisse Schriftzeichen hinzugefügt wurden, ohne die man im Arabischen nicht auskommt. Dabei ist alles geschehen, um die Lektüre des Korans zu erleichtern.